



Wie ich durch das Spanische zum Kolonialisten und Antisemiten wurde

Der Raum, in dem dies geschrieben wird, gehört zum ältesten Trakt des Hauses.

Es wurde gleich zweimal gebaut, 1938 und 1944. Nur mein Arbeitszimmer war 1943 heil geblieben. Irgendwo hat mein Großvater ein sozialdemokratisches Parteibuch eingemauert, dessen Besitz vor nicht allzu langer Zeit noch lebensgefährlich gewesen war. Er hat oft davon erzählt, den genauen Ort aber niemals preisgegeben. Nach dem Angriff von 1943 waren Leute zum Plündern gekommen, und die an den Ort der Zerstörung gerufene Polizei hatte zum Großvater gesagt: „Wenn Sie mir die Namen nennen, stellen wir morgen alle an die Wand.“ Der Opa aber hat niemanden verraten.

Das ist eine wichtige Erzählung meiner Familie, die gegenüber Nazis, übersteigter Religiosität, Antisemitismus, Krieg und allem, was damit zusammenhängt, durchgehend kompromisslos geblieben ist.

Hinter mir steht ein großes Bücherregal mit Bänden von Knausgård, Kafka, Roth, Tucholsky, Freud, Feuchtwanger, Arendt, Einstein, Heym, Rilke, Celan und Frank. Englische, spanische, französische Bücher sind selbstverständlich auch dabei: Of Time and the River. Borges. Dora Bruder. Was wäre nur ein Leben ohne Texte und Bücher? Monotones Einerlei. Wir leben in einer guten Zeit. An Straßenbahnfenstern kann man Zitate aus Grimm'schen Märchen sehen. Textauszüge und Weisheiten aller Herkunft stehen auf Plakaten. Blendet man den allfälligen Werbestuss aus, kann man lesend die gesamte Stadt durchfahren.

In Berlin prangt ein besonders schönes Gedicht an der Wand einer Hochschule, die den Namen einer großen Sozialreformerin und Feministin trägt. Es ist von Eugen Gomringer 1951 in spanischer Sprache geschrieben worden. In diesem Gedicht stehen drei Wörter im Plural und eines in der Einzahl in Beziehung zueinander. Frauen, Blumen, Alleen – und ein Bewunderer. Insgesamt zwanzig Wörter. Texte in dieser oder ähnlicher Anordnung sind fester Bestandteil von Kursen zum kreativen Schreiben. Ihre starre Form kann mit allen möglichen Elementen gefüllt werden. Selbst Anfängern gelingen dabei auf Anhieb gut klingende Arbeiten.

Wie jeder Text hat auch Gomringers Gedicht „Avenidas“ viele Lesarten. Wörter stehen nur nebeneinander oder in Beziehung. Der Beobachter kann Blumen, Alleen, Frauen bewundern. Oder nur das schöne Sommerleben in einer sonnigen, spanischen Stadt genießen. Der Leser spielt mit den Bausteinen. Die Blumen sind so schön wie die Alleen und die Frauen. Oder Frauen schreiten durch blumengesäumte bunte Alleen. Wer weiß das schon? Kann man das überhaupt wissen? Das Gedicht ist siebenundsechzig Jahre alt. Wie auch heute gab es zu dieser Zeit Männer, die nichts Besseres zu tun hatten als Frauen hinterherzustieren. Sie zu verfügbaren Objekten ihrer geilen Betrachtung herabzuwürdigen. Der Leser entscheidet, wie der Text wirken soll. Man kann das Gedicht ohnehin auf unterschiedlichen Ebenen auf sich wirken lassen. Es erinnert an Gemälde von Picasso oder Kandinsky. Niemand sollte uns vorschreiben, wie es zu verstehen ist. Es ist auch möglich, sich von einer Lesart freizumachen, wenn sie als belastend empfunden wird. Oder man kann das Gedicht einfach links liegenlassen. Das menschliche Gehirn ist ja sehr kreativ im Ausblenden.

Einige Leute im Studierendenausschuss der Hochschule empfanden das Gedicht als herabwürdigend. Die Anwesenheit eines Bewunderers degradiere die Frauen zu Objekten, durch die Anordnung der Textelemente würden sie mit den Blumen und Alleen gleichgestellt. Im Übrigen erinnere das Gedicht an die allgegenwärtige Frauenbelästigung.

Nach einem Diskussionsprozess wurde entschieden, das Gedicht von der Fassade zu entfernen. Schade, eigentlich. Denn es ist ein wirklich schönes Gedicht. Nur mit schlechter Laune sollte man es als Herabwürdigung empfinden. Auch Gomringer selbst hat auf die Lyrikform der konkreten Poesie verwiesen.



Wie ich durch das Spanische zum Kolonialisten und Antisemiten wurde

Etwas Lüsteres hat er auch nach den Worten seiner Tochter (und Dichterin) Nora nicht beabsichtigt. Das lyrische Ich bewundert, und wird nun in einem Atemzug mit der übersteigerten Geilheit permanent fickwütiger Männerhorden gleichgesetzt, wie man sie in den Machtetagen von Filmfirmen oder am sangriagetränkten Sandstränden iberischer Mittelmeerinseln finden kann. Man kann das so sehen, muss aber nicht.

Das konnte ich nicht aus sich beruhen lassen. Ich klinkte mich in die Debatte ein. Ich stritt für das Gedicht. Und auf einmal wurde es gefährlich. Es wurde, sozusagen, scharf geschossen.

Das Gedicht sei von 1951 belehrte man mich. Also aus einer Zeit, zu der es überhaupt keine Männer mit Kinderstube gab, sondern nur den Laddism, Machismo oder den alten Sexismus längst vergangener Jahre. Es gebe viele Lesarten, darunter die der Belästigten. Dem müsse Rechnung getragen werden. Andere Lesarten seien möglich, aber grundsätzlich irrelevant. Als ich schüchtern anmerkte, ich sein doch eigentlich ein Literatur liebender Linker, verwies man auf den links-immanenten Machismo. Da das Gedicht fatal an die institutionalisierte Vergewaltigungskultur erinnere, müsse es eben weg. Als Fachhochschule der Arbeiterklasse habe die elitäre Lyrik an der Fassade eine Unterdrückungsfunktion gegenüber proletarischen Schichten. Weg damit! Das Spanische, als Sprache mit Kolonialismus im Schlepptau, eigne sich nicht als Medium demokratischer Kultur. Außerdem schließe es als Lingua Franca der Elitären das Prekariat aus. Der Stadtteil sei aber bewusst als Nicht-Elitär gewählt. Es drängt, wie jeder weiß, die Gentrifizierung große Teile der Bevölkerung an die Ränder der Städte. Das Wort „Großfinanz“ dürfe man in diesem Zusammenhang allerdings nicht verwenden, da es die Arbeiter*inneklasse veropfere. Ich sei ein egomanischer Klassist. Und da ich mich gegen die Hochschule mit dem Namen einer großen, jüdischen Frau stelle, natürlich auch noch Antisemit.

Ich will hier gar nicht mehr groß ausführen, dass, gäbe es Sprachen mit kolonialem Schlepptau, alle großen Europäischen Idiome auf den Scheiterhaufen gehörten, und dass wir das Japanische und Chinesische gleich noch mit verbrennen müssten. Über das Deutsche dürften wir nach allem natürlich gar nicht erst reden! Dass es spanische Freiheitskämpfer und spanische Proletarier gab und gibt, sollten wir beiseite lassen. Genau so wie die Tatsache, dass maßgebliche Frauen aus dem Literaturbetrieb das schon klassische Gedicht geradezu lieben.

Ich kann es mir nicht verkneifen, hier eine eigene, kleine, lachende Verschwörungstheorie zurechtzulegen: Sind all die selbsternannten Textanalytiker*innen in Wahrheit von ganz rechts gesteuerte Trojaner, eigens eingesetzt, um die noch verbleibende Rest-Linke als hirnverbrannt zu diskreditieren? Denkt doch mal darüber nach. Ich bin gespannt.

Diskutieren Sie [hier](#) online mit!